

DAS CORONA-JAHR

*Grazer Kinder- und Jugendpsychiatrie in der Pandemie /
Mobbing / Fetale Alkoholspektrumsstörung (FASD) /
Treffpunkt Pflegeplatz: Das Corona-Jahr / Bücherecke ...*

ELTERN HEFT 2/2021



ELTERN HEFT 2/2021

| | |
|--|----------|
| <i>Vorwort</i> | Seite 3 |
| <i>Prim. Dr. Purtscher-Penz: Die Grazer Kinder- und Jugendpsychiatrie in Zeiten der Pandemie</i> | Seite 4 |
| <i>Treffpunkt Pflegeplatz: Das Corona-Jahr</i> | Seite 8 |
| <i>H. Bassin, E. Zurl-Zotter: Mobbing erkennen und vorbeugen</i> | Seite 15 |
| <i>Stephanie Pfeifer: Was ist FASD?</i> | Seite 19 |
| <i>Gruppe „Ethnische Vielfalt“</i> | Seite 23 |
| <i>Bücherecke</i> | Seite 24 |
| <i>Gisela Fedl: Kinder machen Leute</i> | Seite 27 |
| <i>Neue Gruppenangebote für Adoptiveltern</i> | Seite 28 |



IMPRESSUM

Medieninhaber (Verleger) und Herausgeber:
Kinder- und Jugendförderung
Pflegeelternverein Steiermark
Hilmteichstraße 110, 8010 Graz, Telefon: (0316) 822 433
www.affido.at, office@affido.at

In Anlehnung an den Vereinszweck besteht die grundlegende Ausrichtung des Elternheftes in der Information und Fortbildung von Pflegeeltern in psychologischen, pädagogischen und rechtlichen Belangen, sowie in der Vorstellung der Schulungs- und Beratungsangebote des Pflegeelternvereins Steiermark. Dadurch soll der Wissensstand und das Verständnis für soziale Elternschaft, für das Pflegekind, seine Familie und für die Situation der Pflegeeltern gefördert werden.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Friedrich Ebersperger
Redaktion: Mag. Jutta Eigner
Grafik und Layout: Sabine Pichler
Bilder: affido, pixabay

affido



Liebe Pflegeeltern, liebe Leser*innen!

Niemals hätten wir gedacht, dass wir nach einem Jahr mehr oder weniger spürbarer Einschränkungen und Sorge uns erneut mit einem Virus herumschlagen müssen, das den unbeschwerten Umgang miteinander und unsere lieb gewonnenen Tagesroutinen massiv in Frage stellt. Und schon gar nicht haben wir uns gewünscht, dass uns die mit der Pandemie verbundenen Belastungen immer wieder an den Rand des gerade noch Machbaren bringen.

Wie sehr Kinder und Jugendliche auf die herausfordernde Situation reagieren, kommt im Gespräch mit der Leiterin der Kinder- und Jugendpsychiatrischen Abteilung des Landes zum Ausdruck. Sie schildert sehr eindrücklich, was es bedeutet, den gesteigerten Anforderungen - oft auch Überforderungen - in der Familie, in der Gruppe der Gleichaltrigen oder in der Schule gerecht werden zu müssen und dass unser Gesundheitssystem nicht nur in den Intensivstationen der internen Abteilungen des Krankenhauses an seine Grenzen kommen kann.

Ergänzend dazu haben wir bei Familien nachgefragt, wie sie die Gestaltung des Alltags schaffen und welche Erfahrungen sie gemacht haben. Es hat uns überrascht, dass die Not auch neue Möglichkeiten des familiären Beziehungsalltags eröffnet hat. Jedenfalls ist es spannend zu sehen, was Familien und insbesondere Pflegefamilien einfällt, um mit der „verrückten“ Situation konstruktiv umzugehen.

Schließlich haben wir noch zwei weitere Beiträge abgedruckt: einen, der sich mit kränkenden und ausgrenzenden Erfahrungen von Kindern unter dem Stichwort „Mobbing“ beschäftigt und ein Interview, welches sich mit einer speziellen Auffälligkeit – der „Fetalen Alkoholspektrum-Störung“ – beschäftigt. Dieses Thema ist gerade bei Kindern mit ungünstigen Entwicklungsvoraussetzungen bedeutsam.

In diesem Sinne verbleibe ich mit guten Wünschen zum Jahreswechsel und:
Bleiben Sie gesund!

Ihr



EINE AUSLASTUNG WEIT ÜBER 100 PROZENT...

Prim. Dr. Anna Katharina Purtscher-Penz im Gespräch über ihre Erfahrungen als Leiterin der Grazer Kinder- und Jugendpsychiatrie in Zeiten der Pandemie

Die Covid-19-Pandemie bestimmt nun seit 20 Monaten unseren Alltag in unterschiedlicher Intensität. Welche Erfahrungen haben Sie diesbezüglich in der Grazer Kinder- und Jugendpsychiatrie gemacht?

Zu Beginn der Pandemie waren wir als Team und natürlich auch die Kinder und Jugendlichen sehr gefordert alle notwendigen Schutzmaßnahmen einzuführen und einzuhalten. In der allerersten Phase gab es so etwas wie Orientierungslosigkeit und es war unklar, was da überhaupt auf uns zukommt. Für die Kinder entstanden viele Fragen: Wie schützt man sich oder was sind überhaupt die Gefahren? Unsere Aufgabe war es, über das Virus und

die Ansteckungs- und Schutzmöglichkeiten aufzuklären. Ehrlich gesagt war es beeindruckend, wie kooperativ und bemüht die Kinder waren. Auch die Kinder im Volksschulalter schafften es, die Maßnahmen wie Maskenpflicht einzuhalten. Im allerersten Lockdown hieß es sehr allgemein, man möge die Patientenkontakte reduzieren und auf die Akutvorstellungen begrenzen. Jene Patient*innen, bei denen die ambulante Weiterbetreuung möglich war, wurden entlassen. So hatten wir im ersten Lockdown deutlich weniger Patient*innen an der Abteilung. In dieser Zeit haben wir an der Abteilung für Kinder- und Jugendpsychiatrie mit Hilfe organisatorischer und besonders auch technischer Neuerungen versucht die Patient*innen so gut wie möglich weiter zu behandeln. Wir installierten ein Krisentelefon und psychologische Nachbetreuung mit Videotelefonie und arbeiteten im Team-

splitting, um immer handlungsfähig zu bleiben.

Als dann die Ankündigung kam, dass der Lockdown zu Ende geht, hatten wir plötzlich eine außerordentliche Zunahme an Akutvorstellungen. Die Akutambulanz wurde richtiggehend überlaufen. Wir hatten den Eindruck, dass sich die Familien sehr bemüht haben und es auch irgendwie gelungen ist im Lockdown durchzuhalten und die Ambulanzen nur im Notfall aufzusuchen. Schon nach der Ankündigung des Endes des Lockdowns kam es aber zu einer enormen Inanspruchnahme. Das wiederholte sich in dieser Weise auch beim zweiten Lockdown.

Um das zu veranschaulichen: Wir hatten heuer im ersten Halbjahr schon so viele Akutvorstellungen und stationäre Krisenaufenthalte wie sonst in einem ganzen Jahr. Wir waren sehr gefordert



und beeindruckt, wie groß die Not der Jugendlichen ist.

Wenn man nach den Vorstellungsgründen fragt, so sind Intoxikationen mit Medikamenten oder illegalen Substanzen vor allem bei den Jugendlichen zu finden. Depressive Symptome und Erkrankungen und daraus resultierende suizidale Handlungen sehen wir ebenfalls häufiger bei den Jugendlichen. Manche von ihnen landeten dann völlig unzugänglich in ihrer Notfallambulanz, nachdem die Polizei sie mit 1 bis 2 Promille Alkohol irgendwo aufgefunden hatte. Das Frustrinken hat in der Pandemie ebenfalls zugenommen. Auch viele ängstliche oder aufgrund von depressiven Symptomen sehr zurückgezogene Kinder im Volksschulalter haben unsere Hilfe aufgesucht. Gegenteilige Situationen erlebten Familien, bei denen zuhause mit den hyperaktiven 10- oder 11-jährigen Kindern die Situation kaum zu meistern war. Manche Jugendliche haben sich in ihrer Ausweglosigkeit und Perspektivlosigkeit auch einfach betrunken oder noch mehr Cannabis konsumiert.

Was machen die Erfahrungen der letzten 20 Monate mit den Kindern? Was fehlt den Kindern in dieser Pandemie, was für ihre Entwicklung wichtig ist? Wie sieht das mit Kindern aus, die ohnehin schon besonders verletztlich sind?

Was wirklich schwierig ist, ist die Kombination aus Distance Learning und Homeoffice, die fehlenden technischen Möglichkeiten dafür und in vielen Familien fehlten – bei drohender Arbeitslosigkeit – auch die finanziellen Mittel, um die erforderliche Ausrüstung mit Computern anzuschaffen. Es machte uns sehr betroffen, wenn z.B. Kinder sagten: „Ja, ich habe schon in

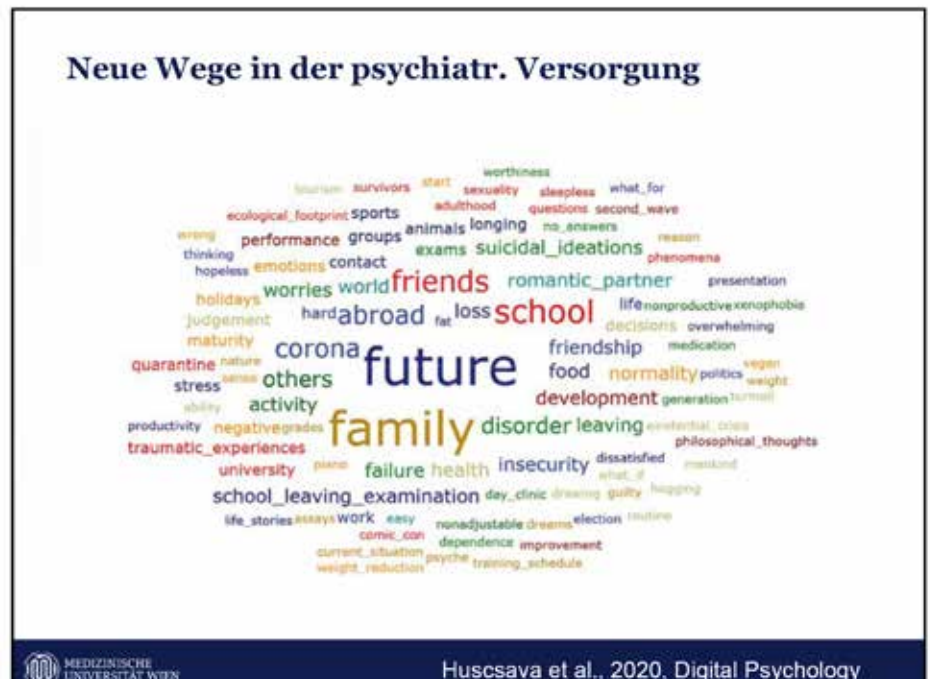


Abb.: Paul Plener: Generation 2020 (Link siehe S.6)

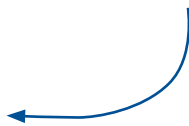
der Schule mitgemacht, aber am Handy war es extrem anstrengend“. Dann fragt man natürlich fast naiv, ob sie keinen Computer haben? „Ja, aber den hat der Papa für das Homeoffice gebraucht und den konnte ich nur in der Mittagspause oder am Abend haben“.

Wir waren auch sehr enttäuscht, wie wenig technische Unterstützung für die Familien in diesem Bereich bereitgestellt wurde. Fast jeder von uns hat das an seinem Arbeitsplatz gebraucht, nur die Familien blieben oft sich selbst überlassen. Irgendwann wurde dann angekündigt, dass für die Schulen Laptops angekauft werden und jenen Schüler*innen geliehen würden, die ihre Bedürftigkeit nachweisen können. Es war wie in alten Zeiten, als man sagen musste: „Wir haben das Geld für Ausflüge oder Schulschikurse nicht“. Finanzielle Not und Armut sind sehr schambehaftete Themen. Die Kinder schützen in solchen Fällen sich und ihre Familie oft voraus-eilend. Früher sagten die Kinder z.B., dass sie nicht Schi fahren wollen, weil sie wussten, dass die Familie sich den Schikurs nicht leisten kann.

Was die wichtigsten Themen der Kinder in der Pandemie betrifft, so haben die

Kolleg*innen in Wien eine Wordanalyse zu den Hauptthemen am Krisentelefon oder in den Therapiegesprächen gemacht. Die am häufigsten genannten Worte wurden in einer Grafik dargestellt: je größer das Wort, umso häufiger ist es in der Therapie vorgekommen. „Zukunft“ und „Familie“ waren vorherrschend, „Schule“ (anstrengend, kein Computer etc.) und „Freunde nicht treffen können“ waren ebenfalls wesentlich. Die Jugendlichen haben viel geschattet, aber irgendwann hat ihnen das nicht mehr gereicht. In Deutschland gibt es alle zwei Jahre eine Erhebung zur psychischen Gesundheit von Kindern und Jugendlichen. Diese wurde im selben Studiendesign auch für die Auswirkungen der Corona-Pandemie bei den jungen Menschen durchgeführt. Die Studie nennt sich „Corona und Psyche“, es wurden dabei Jugendliche und Kinder und deren Eltern befragt. Die Ergebnisse zeigen deutlich die Belastungen durch die Kontaktbeschränkungen (71%), die Anforderungen und Überforderungen durch Distance Learning (65%) und dass es häufiger Streit zu Hause gegeben hat (27%). Die Betroffenen äußern häufig, dass die Streitigkeiten zu Hause auch mehr als früher eskaliert seien, weil alle

auf engem Raum zu Hause gewesen sind. Bei den Familien mit großzügigen Wohnverhältnissen gibt es durchaus Rückblicke auf die Corona-Lockdowns, die wie folgt geäußert werden: „Das war eine richtig schöne Familienzeit. Wir haben viel miteinander gegessen und sie glauben gar nicht, wie viele Brettspiele wir gemeinsam gemacht haben“. Es gibt aber auch die Familien, die mitteilen: „Es war anstrengend. Wir haben dieses oder jenes gut hingekriegt, manche Anforderungen haben wir auch gar nicht geschafft.“ Und dann gibt es Familien, die sagen: „Es war ein Wahnsinn – drei Leute in einer Eineinhalbzimmerwohnung und alle ständig zu Hause ...“. Das hat sicher zu Anspannungen bei allen geführt. Die Daten zeigen leider, dass die Zahl der Wegweisungen in dieser Zeit um ca. 20% zugenommen hat. Was sich alle gefragt haben, ist auch, ob die Zahl der Suizide in dieser Zeit zugenommen haben. Für die Jugendlichen ist dieser Frage Prof. Paul Plener, der Vorstand der Univ. Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie in Wien, nachgegangen. Erfreulicherweise zeigen die Zahlen des Jahres 2020, dass es schlussendlich keine Steigerung der Jugendsuizide gegeben hat (Vergl. Paul Plener: Generation 2020. Jugend, Krise und Entwicklung, <https://www.an-krisen-wachsen.at/wp-content/uploads/PLENER.pdf>)



Und wenn Sie sich Unterstützungsmaßnahmen oder Angebote für Familien wünschen könnten, was wäre das jetzt auch im Hinblick auf die Corona-Zeit?

Zu Anfang der Pandemie hätte ich mir gewünscht, dass man Eltern Handreichungen gibt, was sie jetzt für ihr Kind tun können. Da geht es um einfache Dinge: Wie erkläre ich die Situation? Es helfen kurze Vorformulierungen (z.B. wie erkläre ich, was ein Virus ist?) oder „Tipps für Familien in Coronazeiten“.

Ich habe während der Lockdowns immer gesagt, dass die neue Währung „Raum und Zeit“ heißt. Das war tatsächlich so. Platz zu haben, Platz zu schaffen oder Platz zu strukturieren waren essentiell. Wichtig ist es, eine Übersicht zu schaffen, damit nicht jeder jeden Tag um den Computer kämpft. Solche Krisen können durch gute Organisation vermieden werden. Außerdem haben wir zu folgenden Lebensroutinen geraten: regelmäßige Mahlzeiten statt permanenter Snacks; eine Tagesstruktur mit klar strukturierten Schul-, Lern- und Freizeiten; das Einhalten eines Tag-Nacht-Rhythmus usw. Außerdem ist es wichtig, dass bei

Kindern/Jugendlichen die Bewegung gefördert wird, z.B. mit einem Freund oder einer Freundin spazieren gehen. All das haben wir sehr empfohlen.

Wie lange werden die Folgen der Pandemie für Kinder und Jugendliche zu bemerken sein?

Die Folgen werden sich noch sehr lange auswirken, selbst wenn die Pandemie morgen vorbei wäre. Es wird so sein, dass es viele Kinder, die schon vor Corona psychisch belastet oder auffällig waren, besonders treffen wird. Vermutlich werden auch vorher nicht auffällige Kinder betroffen sein, weil sie durch die Maßnahmen zur Eindämmung der Corona-Pandemie viele Einschränkungen erfahren haben. Uns ist aufgefallen, dass die Gruppen von Kindern oder Jugendlichen sehr betroffen waren, die gerade in die erste Klasse einer neuen Schulform gekommen sind, sich also im Einstieg in eine Klassengemeinschaft befunden haben. Wer im ersten Lockdown in der ersten Klasse Volksschule war, konnte gar nicht in die Klassengemeinschaft und die Schulstruktur hineinfinden. Das betrifft auch diejenigen, die in die erste

Ansprechstelle:

Wir stärken Stärken!

Kostenfreie psychologische Beratung für Kinder, die durch die Corona-Krise stark belastet sind
Info-Folder:
https://www.boep.or.at/download/618cfe143c15c82a7600007c/Infoblatt_mit_Kontakt.pdf
Kontakt: stark@boep.or.at



Klasse Hauptschule, NMS oder Gymnasium gewechselt haben, wo sich dann kaum eine Klassengemeinschaft bilden konnte und die Peergroup noch nicht gut vernetzt war. Sozialkontakte sind ja nicht nur dazu da, damit man miteinander Sport betreibt oder spielt. Sie liefern auch ganz viel Anerkennung in der Gruppe und dadurch Selbstvertrauen und Selbstwert – all das ist weggefallen oder zumindest geschmälert worden. Den Wert der Kontakte in der Schule für das eigene Selbstbewusstsein darf man nicht unterschätzen.

Zusammenfassend kann man sagen, dass die Kinder und Jugendlichen in der Pandemie erstaunliche Ressourcen und viele von ihnen sehr viel Widerstandskraft gezeigt haben, dass aber psychisch und sozial schon vorher belastete Kinder und insbesondere Kinder, die traumatisierende Beziehungserfahrungen gemacht haben, ausreichende Unterstützung und Hilfe im Alltag brauchen.

Herzlichen Dank für das Gespräch!

Prim. Dr. Anna Katharina Purtscher-Penz ist Fachärztin für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapeutin. Sie leitet die Abteilung für Kinder- und Jugendpsychiatrie und -psychotherapie des LKH Graz II, Standort Süd. Sie ist wissenschaftliche Leiterin der „Psychosozialen Akutbetreuung – Krisenintervention Land Steiermark“ und Lehrbeauftragte an mehreren Universitäten. Prim. Dr. Purtscher-Penz ist schon seit vielen Jahren dem Pflegeelternverein und dem Pflegekinderwesen verbunden.





TREFFPUNKT PFLEGEPLATZ

Zwei Pflegefamilien erzählen über ihre Erfahrungen im Corona-Jahr

Riesige Plakate, um zu wissen, welches Kind an welchem Tag da ist

Familie K. im Gespräch über die verschiedenen Phasen der Corona-Zeit

Können Sie Ihre Familie kurz vorstellen?

Zu unserer Familie gehören mein Mann, unsere Pflegekinder im Alter von 13, 10 und drei Jahren und ich. Zwei der Pflegekinder sind Halbgeschwister. Sie leben schon sehr lange bei uns. Bei Paul sind es inzwischen 11 Jahre. Er kam als Zweijähriger zu uns und seine Schwester Vicky kam ein halbes Jahr später mit vier Tagen dazu. Viel später entschieden wir uns, noch ein drittes Dauerpflegekind aufzunehmen, wobei das ein längerer Prozess war. Wir überlegten eine Weile, ob wir nicht Krisenpflege anbieten sollten, entschieden uns dann jedoch für ein drittes Dauerpflegekind. Lina kam im Frühsommer des Pandemiejahrs 2020 zu uns.

Ein bisschen zur Familie gehört inzwischen auch unsere Schulassistentin, die Paul seit der ersten Volksschule - inzwischen das siebte Jahr - für 38 Wochenstunden begleitet. Paul ist Autist und hat darüber hinaus eine geistige Behinderung sowie ADHS. Wir haben außerdem Familienentlaster, die allerdings öfter gewechselt haben. Zwei Kater gehören auch noch zur Familie.

Was waren die Kernereignisse während der Pandemiezeit? Was war besonders einprägsam, was hat sich verändert?

Zu Weihnachten 2019, noch vor der Pandemie, begann für uns eine neue Phase. Wir bauten die Wohnung um und hatten nun ein drittes Kinderzimmer, um Krisenpflegekinder aufnehmen zu können. Kurz darauf erhielten wir die Möglichkeit für einen „Testlauf“ mit einem Buben, der in einer Dauerpflegefamilie lebte. Seine Pflegemama war überlastet und so sollte er immer wieder übers Wochenende und in den Ferien zu uns kommen. Mit ihm konnte ich erleben, dass es ganz gut mit einem dritten Kind funktionierte und auch sehr schön war. Wir schlossen den Buben sehr ins Herz und es gab sogar die Überlegung, dass er dauerhaft zu uns kommen könnte. Das beschäftigte uns im Frühjahr sehr, verlief dann aber im Sand. Danach war uns jedoch klar, dass wir unseren Fokus auf Dauerpflege und nicht auf Krisenpflege legen wollten.

Im ersten Lockdown 2020 waren wir schon in der Warteschleife auf das Dauerpflegekind. Es war für uns trotz allem eine schöne Zeit. Eine gute Freundin meiner Tochter kam zum Lernen zu uns und die Mädels bearbeiteten ihre Schulaufgaben gerne zu Hause. Ich kochte jeden Abend vor, damit ich mich am Folgetag nicht ums Mittagessen kümmern musste und lernte am Vormittag mit den Mädchen und mit Paul. Die meiste Zeit verbrachte ich mit Paul. Die beiden Mädchen musste ich nur strukturieren. Ich sagte ihnen, was zu tun ist und sie erledigten es auch brav und gerne. Dann kontrollierte ich, ob es

richtig war. Wir machten sogar Hofpausen und hatten eine klare Struktur. In Pauls Schule wurde innerhalb kürzester Zeit ein Online-System aufgebaut. Ich drehte täglich mit Paul Videos, in denen er einmal beispielsweise den Beruf des Tierpflegers mit unseren Katzen vorstellte. Wir hatten wirklich Spaß. Es lag diese Aufregung in der Luft, dass jetzt alles anders ist und es gab fast etwas wie eine Aufbruchsstimmung: wir schaffen das und wir machen das Beste daraus! Damals gingen wir davon aus, dass die Pandemie nicht lange dauern wird und wir einfach ein Abenteuer daraus machen. Mein Mann war in dieser Zeit im Homeoffice und richtete sich im dritten Kinderzimmer ein Büro ein. Dort war er eigentlich produktiver als in seiner Firma, sodass er immer früher fertig war. Es war wirklich gut auszuhalten.

Lina kam dann Ende Mai zu uns. Sie war damals zwei Jahre alt. Die Auflage von Vicky war gewesen, dass sie eine kleine Schwester will und auch ich wusste immer, dass wir noch ein Mädchen in der Familie brauchen. Für Paul war das nicht so wichtig – er hätte sich ohnehin lieber ein Huhn oder ein Haustier gewünscht. Mit der Anbahnung begann für uns die anstrengende Phase von Corona. Jeder Besuch bei Lina in der Krisenpflege bedeutete eineinhalb Stunden Fahrzeit in eine Richtung. Wir hatten damals einen Freifahrtschein, falls uns die Polizei aufhält, dass wir in einer „wichtigen staatlichen Mission“ unterwegs sind. Für drei Wochen fuhren wir jeden zweiten Tag

am Nachmittag mit den Kindern zu Lina, nachdem wir am Vormittag gelernt hatten. Lina ist ein wirklich süßes Mädchen und wir wussten sofort, dass das passt. Es war aber nicht so einfach, weil sie bereits drei Monate in der Krisenpflegefamilie lebte und davor schon einige Stationen durchgemacht hatte. Sie war bei der Mama gewesen, auf Krisenpflege in einem anderen Bundesland, in einer WG, mit ihrer Mama auf Reha, bei den Schwiegereltern und der Oma... Lina hatte mit ihren zwei Jahren also schon sehr viele Abbrüche und Veränderungen erlebt. Daher wollte die Sozialarbeiterin eine möglichst lange Anbahnungsphase. Ende Mai brachte die Krisenpflegemama sie dann in Begleitung der ganzen Familie zu uns. Am Anfang war es nicht leicht. Lina war ziemlich überwältigt und trauerte auch in der ersten Zeit. Sie schrie fast jede Nacht und schläft auch jetzt noch bei uns im Bett.

Wir hatten das dritte Kind in einer Phase unseres Lebens geplant, in der alles gut organisiert sein sollte. Paul besucht eine Schule, in der er super betreut wird. Vicky war damals in der 4. Klasse und Vorzugsschülerin. Wir Eltern dachten, wir haben alle Ressourcen für ein drittes Kind und die Wohnung war nun auch umgebaut. Doch dann kam Lina und

wir hatten gleichzeitig diesen Wahnsinn mit einem Tag Schule und am nächsten keine Schule mit zwei Kindern in zwei verschiedenen Schulen, die verschiedene Systeme hatten. Ich schrieb damals riesige Plakate, um überhaupt zu wissen, welches Kind an welchem Tag da ist. Es war sehr anstrengend und entspannte sich erst zu Ferienbeginn.

Lina gewöhnte sich gut ein. Allerdings kamen andere Probleme dazu, mit denen wir nicht gerechnet hatten. Beispielsweise hatten wir plötzlich drei zusätzliche Besuchskontakte im Monat und Linas Familie stellte sich als sehr fordernd heraus. Die Besuchskontakte taten Lina überhaupt nicht gut. Jedes Mal nach dem Besuchskontakt war sie völlig durchgedreht und gleichzeitig total erschöpft, konnte aber nicht schlafen und zeigte ein sehr merkwürdiges Bindungsverhalten. Wenn ich mich hinlegte, weil auch ich erschöpft war, begann sie zu schreien, stieß mich weg und rief: „Geh weg, geh weg! Mama bleib da! Geh weg!“ Wir besprachen das mit der Psychologin und im Sommer gab es eine Helferkonferenz. Hier wurde beschlossen, dass wir uns die Besuchskontakte noch eine Zeit lang ansehen und diese von der Amtspsychologin begleitet werden. Allerdings zog sich

das noch hin und erst um Weihnachten klappte es auch. Die Amtspsychologin schrieb in ihren Bericht klar, dass die Besuchskontakte schlecht für Lina sind und daraufhin wurde die Frequenz geändert. Nach wie vor gibt es in Bezug auf das Herkunftssystem regelmäßigen Wirbel und laufend treffen neue Forderungen ein. Gott sei Dank nimmt uns das Jugendamt in diesem Bereich viel ab. Trotzdem ist es eine Dauerbelastung, die ich von den älteren Kindern nicht kenne. Hier haben wir ein sehr gutes Verhältnis zum Herkunftssystem. Wir mussten uns erst daran gewöhnen, wie kompliziert, unentspannt und anstrengend das sein kann.

Was die Pandemie betrifft, war vor Weihnachten für mich die schlimmste Zeit. Es gab wieder einen Lockdown und alle Kinder waren zu Hause. In den Weihnachtsferien ging mir dann die Kraft aus. Ich sagte mir, wenn es im neuen Jahr so weitergeht, muss ich etwas unternehmen, weil ich das nicht länger schaffe. Vicky war sehr selbstständig geworden und erledigte alles alleine online. Ich merkte aber, dass es sie sehr viel Energie kostete und sie müde war. Sie war noch nicht depressiv, aber sehr an der Kippe. Mit Paul war es besonders schwierig. Er hätte die ganze Zeit



Unterstützung beim Lernen gebraucht, doch nun hatte ich noch ein zweieinhalbjähriges Kind zu versorgen. Das war eigentlich eine unmögliche Aufgabe. Einer kam immer zu kurz und meistens war es Paul, der dann entsprechend schlechte Laune hatte. Es eskalierte ständig. Mein Mann ging damals zur Arbeit ins Büro, weil das dritte Kinderzimmer nun ebenfalls nicht mehr zur Verfügung stand. Im Jänner entschieden wir daher, Paul wieder in die Schule zu schicken, denn er braucht am meisten Struktur und Begleitung. Das stellte sich als gute Entscheidung heraus. Auch seine Schulassistentin war dankbar, weil sie die Stunden nicht schreiben durfte, wenn sie nicht arbeitete. Paul ging von nun an vormittags in die Schule und kam mittags zum Essen nach Hause, damit er sich nicht benachteiligt fühlt. Er war in dieser Phase sehr eifersüchtig auf Lina und auch ich war schon sehr zermürbt. Am schlimmsten war für mich, dass man laufend auf Basis neuer Fakten etwas für die ganze Familie entscheiden musste und die Fakten sich dauernd änderten: Wie machen wir das jetzt? Schicken wir überhaupt jemanden in die Schule? Wen schicken wir in die Schule? Wen holen wir uns als Unterstützung? Im ersten Lockdown sagten wir den Familienentlaster*innen, dass sie zu Hause bleiben und sich nicht gefährden sollen. Im Herbst und Winter sagten wir dann: „Bitte kommt, es geht nicht mehr!“

Im neuen Jahr begannen wir auch, uns Kleinigkeiten zu erlauben. Wir kamen an den Punkt, wo wir sagten: „Gewisse Sachen sind uns jetzt egal, sonst überleben wir das nicht“. Wir veranstalteten zum Beispiel eine kleines Faschingsfest mit den Nachbarskindern. Wegen der Vorerkrankung meines Mannes hatten wir unsere erste Impfung schon im April. Das war für mich ein Wendepunkt. Danach hatte ich das Gefühl, dass eine große Last weggefallen ist und mir wurde bewusst, wie sehr mich diese Angst belastet hatte, die nie ausgesprochen worden war: Was passiert,

wenn wir Elternteile krank werden und ins Krankenhaus müssen? Wer schaut auf die Kinder? Pflegekinder sind nicht die einfachsten Kinder. Und wir haben keine Großeltern, denen man die drei hätte zur Betreuung überlassen können. Diese Angst fiel nach der ersten Impfung weg, denn ich hatte das Gefühl, dass mir ab sofort ein schwerer Krankheitsverlauf erspart bleiben würde.

Dieses bessere Gefühl machte auch wieder viele Ressourcen frei und es konnte wieder mehr Normalität einkehren. Vicky war das Homeschooling inzwischen schon gewöhnt und schloss das Schuljahr mit lauter „sehr gut“ ab. Paul war seit Jänner ohnehin durchgehend in der Schule. Und der Sommer war schon fast „ein Sommer wie damals“. Im Moment habe ich das Gefühl, dass die Dinge schön langsam wieder in Ordnung kommen. Noch habe ich nicht Zeit, mich zu erholen. Aber es ist zumindest so, dass ich die meiste Zeit wieder in einem normalen Erregungszustand und in keinem Hochstresszustand lebe. Wir haben wieder einen geordneten Tagesablauf mit der Sicherheit, dass Paul jeden Tag in die Schule gehen wird und seine fixen Termine mit den Familienentlastern hat. Vicky hat ihre Hobbys wieder aufgenommen. Sie spielt Klavier, tanzt und voltigiert. Lina ist gerne im Kinder-

garten und ich habe am Vormittag drei Stunden Zeit, um die Wohnung aufzuräumen, einzukaufen und die Wäsche zu machen und muss das nicht mehr parallel zu allem anderen erledigen. Es gibt wieder Ordnung, Sicherheit und Stabilität im Leben.

Gibt es aus Ihrer Sicht Wünsche an das kommende Jahr?

Ich wünsche mir, dass diese Phase der Stabilisierung anhält und dass irgendwann eine Zeit kommt, wo auch ich wieder Spielraum für mich habe. Diesbezüglich habe ich einen Plan. Ich möchte gerne meine Gitarre neu bespannen lassen und einmal in der Woche zum Gitarrenunterricht gehen. Als die älteren Kinder vor 11 Jahren kamen, begann ich Gitarre zu lernen. Das half mir an den Abenden, wenn der Tag nicht so gut gelaufen war. Dann setzte ich mich hin und spielte ein wenig Gitarre. Dafür hatte ich nun schon lange keine Zeit und das wäre für mich der nächste Schritt im kommenden Jahr...

Herzlichen Dank für das Gespräch!



Nicht vergessen, das Wesentliche zu sehen

Familie A. berichtet über ihren Einstieg in die Krisenpflege während der Pandemie

Können Sie Ihre Familie kurz vorstellen?

Mein Mann und ich sind seit elf Jahren ein Paar. Er kommt aus einem anderen Bundesland und man könnte ihn als „Saisonmitbringsel“ bezeichnen. Ich ging damals alleine auf Saison und kam mit Kugelbauch, meinem Mann und zwei Hunden zurück. Mittlerweile haben wir drei leibliche Kinder. Unsere Tochter ist neun Jahre alt, der ältere Sohn ist acht und unser Nesthäkchen ist fünf. Seit 2020 haben wir auch einen Platz für ein Krisenpflegekind, wobei momentan ein Brüderpaar bei uns lebt. Das ist erst unsere zweite Unterbringung, d.h. wir sind noch eher „frisch“ dabei.

Wenn Sie auf die letzten zwei Jahre zurückblicken, was waren die wichtigsten oder einprägsamsten Ereignisse?

Wir hatten uns vor der Coronazeit entschieden, Pflegeeltern zu werden und hatten noch das Glück, im Jänner 2020 die Qualifizierungsmaßnahme für Pflegepersonen abzuschließen, bevor die Pandemie losging. Dann ruhte unsere Eignungsfeststellung bis zum Frühsommer. Als Kernfamilie haben wir vor allem die Anfangszeit, als ein Lockdown noch ungewöhnlich war, tatsächlich genossen, weil wir wirklich viel Zeit miteinander verbringen konnten. Mein Mann war in Kurzarbeit und rund um die Uhr zu Hause. Er arbeitete fast gar nicht. Für die Kinder war das ein Highlight. Auch das Homeschooling war positiv besetzt. Wir erlebten es als eine Bonuszeit, weil es nur die älteren Kinder betraf. Bisher

hatten immer die Kindergartenkinder den Vorteil, dass sie zu Hause bleiben durften. Doch jetzt war es umgekehrt. Die Kindergartenkinder waren außer Haus und die größeren Schulkinder konnten zu Hause bleiben. Unsere Älteren saugten das sehr auf, einmal Nesthäkchen spielen zu dürfen.

Was die Pflegeelternschaft betrifft, wurden beim ersten Lockdown die ausständigen Endgespräche verschoben. Der Abschluss wurde dadurch hinausgezögert und fand dann irgendwann im Frühsommer 2020 statt. Danach ging es allerdings Schlag auf Schlag. Nachdem wir uns für Krisenpflege entschieden hatten und die Weiterbildung zur Familienpädagog*in erst im Jänner 2021 startete, wurden wir gefragt, ob wir in der Zwischenzeit ein Kind in Kurzzeitpflege nehmen wollten. Wir stimmten zu. Unser erstes Pflegekind, ein sechsjähriger Bub, kam im August 2020 zu uns und die Unterbringung dauerte rund ein halbes Jahr.

Wie haben Sie die Umstellung erlebt, als das erste Pflegekind zu Ihnen kam?

Die allererste Unterbringung ist natürlich sehr spannend. Man weiß bei keiner Unterbringung, was einen erwartet, aber bei der ersten ist es besonders aufregend. Die Vorfreude war groß. Bei den Kindern war es die Freude auf einen neuen Freund, der jetzt bei uns einzieht. Auch die ersten paar Tage nach seiner Ankunft waren die Kinder noch sehr begeistert: ein neues Kind, mit dem wir jetzt alles teilen und dem wir alles zeigen. Nach ein paar Tagen kam dann die erste Ernüchterung. Die Kinder

bemerkten, dass die Unterbringung auch Alltag und nicht nur einen lustiger Besuch mit sich bringt, dass unser neues Familienmitglied tatsächlich bleibt und auch nicht jeden Tag super-toll-lustig ist, sondern immer wieder nervt. Die Euphorie verwandelte sich dann rasch in eine ganz normale Geschwisterdynamik. Wir hatten auch das Gefühl, dass unser Pflegekind recht schnell bei uns angekommen ist.

Wie verlief dann der Herbst?

Was Corona betrifft, stellten wir unser Leben natürlich um. Vieles war eingeschränkt. Aber nachdem wir ausgeprägte „Naturmenschen“ sind, waren wir viel draußen, oft wandern und auf einigen Gipfelkreuzen. Es gab viel Sport im Freien und ich überwand auch ein bisschen meine Kältephobie. Wenn man sich an der frischen Luft bewegt, ist es selbst im Winter gar nicht so kalt.

Ich hatte außerdem das Glück, dass mein Mann wirklich eins zu eins mithilft. Er kommt gegen 15:00 von der Arbeit nach Hause, weil er recht früh beginnt. Das ist eine große Entlastung. Und in der Coronazeit war er tatsächlich sehr lange in Kurzarbeit. Bei ihm war es beruflich etwas kompliziert, aber wir als Familie haben es genossen. Wann hat man so viel Zeit miteinander? Natürlich hat man finanzielle Einbußen. Das ist auch nicht unwichtig. Aber es überwiegt dieses Gefühl eines langen Familienurlaubs. Wir hatten alle Zeit der Welt und das war auch gut für den Start in das Leben als Pflegefamilie. Wenn alles neu ist, ist es natürlich von Vorteil, wenn der Partner zu Hause ist und unterstützt.

Für die Schulkinder gab es – wie für alle – den Wechsel zwischen Homeschooling und Präsenzunterricht. Diese neue Situation mit den ganzen Vorschriften und den regelmäßigen Tests war für die Kinder natürlich verunsichernd. Aber sie haben sich recht gut hineingefunden. Auch das Homeschooling funktionierte gut. Eine Herausforderung lag jedoch im Wechsel. Erst ist man zu Hause, dann ist alles zu Hause eingespielt und kurz darauf heißt es, die Kinder dürfen nun doch in die Schule und umgekehrt... Dieses Hin und Her war für die Kinder sehr belastend. Sie kommen prinzipiell mit beiden Unterrichtsvarianten zurecht, aber wenn man nicht weiß, wie die nächste Woche verlaufen wird, ist das schon eine große Herausforderung.

Unser Pflegekind war zu diesem Zeitpunkt im Pflichtjahr für den Kindergarten und hatte dort auch eine 1:1-Betreuung. Für ihn war es ausgesprochen wichtig, seinen strukturierten Alltag zu behalten. Das war etwas, was er unbedingt brauchte, damit er in seiner Ruhe bleiben konnte. Deswegen wurde gemeinsam der Beschluss gefasst, dass er unabhängig von der Pandemiesituation weiterhin in den Kindergarten geht, wo er seine Betreuerin und seine Bezugspersonen hat und jede Woche für ihn gleich abläuft. Hätte er schon die Schule besucht, wäre das vermutlich nicht so einfach möglich gewesen. Ich glaube für ein Schulkind wäre ein Wechsel in eine neue Pflegefamilie in Kombination mit der Coronakrise wirklich zu viel auf einmal. So aber konnten wir für ihn den Alltag recht konstant halten und sind gut durch die Zeit gekommen.

Zu Jahresanfang gab es dann den ersten Wechsel bei Ihnen...

Unser erstes Pflegekind war bis Anfang Februar bei uns. Und natürlich hinterlässt das erste Pflegekind Spuren. Das ist etwas Besonderes. Der erste Ab-

schied war schwierig. Wir haben es aber glaube ich ganz gut hingekriegt. Wir versuchten, die vier Kinder gemeinsam vorzubereiten, damit auch unsere leiblichen Kinder wissen, wohin die Reise geht. Unsere Drei waren auch dabei, als wir das neue Zuhause des Pflegekindes besuchten und durften ihn mitbegleiten. Sie haben alles gesehen, sodass es nicht nur eine fiktive Vorstellung im Kopf ist.

In den sechs Monaten bei uns lebte der Bub eher in seiner eigenen Welt und ich konnte nicht immer einschätzen, wie nahe er uns steht. Das merkten wir erst im Nachhinein. Er lebt jetzt in einer Einrichtung und wir waren ihn bisher zweimal besucht. Bei diesen Besuchen kam so viel Feedback, dass wir erst richtig wahrnahmen, wie wichtig ihm die Zeit bei uns gewesen ist. Er bedankte sich, dass er bei uns wohnen durfte und

wollte auch wieder mit uns mitfahren. Die Bindung war also doch intensiver, als er es vorher gezeigt hatte. Vor allem bei unserer größeren Tochter blieb der Bub sehr wichtig und die beiden sprechen davon, später einmal zu heiraten...

Zehn Tage nach dem Auszug des Buben kamen dann zwei Brüder in unsere Familie. Damals waren wir noch in der Anfangseuphorie und überzeugt, dass wir keine Pause brauchen und bereit sind, gleich wieder loszulegen. Es war Faschingsdienstag und ich war auf der Schipiste. Wir wollten das ausnutzen, so lange es möglich war, als ich einen Anruf bekam, ob wir uns ein Geschwisterpaar vorstellen können. Nach kurzem Überlegen stimmten wir zu und ich muss sagen, es ist auch von Vorteil, dass die Brüder einander haben. Natürlich wuselt es mehr und es ist ein



Tohuwabohu im Haus. Aber was die Unterbringung betrifft, macht es nicht viel Unterschied, weil die beiden ja eine Einheit sind. Und für sie ist es einfacher, wenn sie jemanden aus der Familie bei sich haben. Die beiden sind jetzt drei und sechs Jahre alt. Auch sie gehen in den Kindergarten, sodass wir neuerlich keine Schulsituation mit den aktuellen Unsicherheiten bewältigen müssen.

Die Aufnahme der beiden Buben war wiederum sehr spannend. Es war schon ein aufregender Moment, als sie bei uns zur Türe hereinkamen. Doch auch bei der zweiten Unterbringung pendelte es sich rasch ein. Neu für unseren jüngeren Sohn war, dass er plötzlich nicht mehr der Jüngste in der Familie war. Das war am Anfang ein Thema. Er hat sicher zwei, drei Wochen gebraucht und getestet, ob seine Nesthäkchen-Vergünstigungen alle noch stehen. Eifersucht ist vielleicht übertrieben, doch er schaute ganz genau, ob er die Nummer eins bleibt. Meistens konnten wir ihm das vermitteln, aber hin und wieder kommt es noch vor, dass er das hinterfragt.

Die Zeit mit den beiden Brüdern haben wir als lange und intensiv erlebt. Die Hintergrundgeschichte zu ihrer Abnahme war sehr schwierig und die Kinder hatten viel erlebt. Das ist etwas, das einen nicht unberührt lässt. Und natürlich stehen auch viele Termine dahinter, die die Kinder wahrnehmen mussten und bei denen die beiden auch gelitten haben. Wenn viel Unsicherheit besteht und viele Fragen offenbleiben, dann muss man in der Krisenpflege auch viel mit den Kindern arbeiten, reden und bestärken. Das war für uns ein anderer Kraftakt als beim ersten Pflegekind. Glücklicherweise hat alles gut funktioniert, aber die Zeit war deutlich intensiver und anstrengender. Jetzt sind wir gedanklich schon ein bisschen beim Auszug und bereiten uns darauf vor, dass es Richtung Trennung geht. Auch diesmal wird uns der Abschied nicht leichtfallen. Allerdings begleiten wir die Kinder in eine Familie und das ist leichter. Wir machen

uns ein bisschen beruhigter auf den Weg, der jetzt kommt.

Wenn Sie in zehn Jahren an diese Zeit zurückdenken, welche Gefühle werden dann aufkommen?

Ich denke, es sind gemischte Gefühle wie bei uns allen. Wir sind mittlerweile alle genervt von der Coronasituation, gleichgültig welche Meinung und Einstellung man zu diesem Thema hat. Und wir hoffen alle, dass sich das bald einmal beruhigt. Rein aus Familiensicht werde ich die Zeit jedoch sicher sehr positiv in Erinnerung behalten und ich vermute auch, dass unsere Kinder es so erlebt haben. Wir hatten das große Glück, dass ich im Prinzip zu Hause war und keine Kinderbetreuung zu regeln hatte. Auch die Pflegekinder haben sich gut eingefügt und haben ebenfalls davon profitiert, dass das ganze Familiensystem anwesend und verfügbar war. Unsere Ausgangssituation hat also vieles einfacher gemacht.

Welche Wünsche haben Sie an das kommende Jahr?

Was die Pandemie betrifft, wünschen wir uns alle, dass es wieder normaler wird. Pflegekindertechnisch haben wir diesmal das Bedürfnis, als Familie eine kurze Pause einzulegen, damit unsere Kinder wieder einmal im Mittelpunkt stehen und wir als Kernfamilie Zeit für uns haben, uns sammeln können und wieder gut gestärkt in die nächste Unterbringung starten.

Ein persönlicher Wunsch von mir wäre, dass wir - wenn sich die Pandemie beruhigt - unsere Familienzeit weiter beibehalten, auch wenn wir dann vielleicht wieder alles dürfen und können. Ich wünsche mir, dass wir nicht vergessen, das Wesentliche zu sehen. Ich habe in

den letzten eineinhalb Jahren gemerkt, dass man die Zeit ganz anders miteinander nutzen kann, wenn man nicht nur mit vielerlei Aktivitäten beschäftigt ist ... Mein Wunsch wäre, dass wir das nicht vergessen, ein bisschen mehr bei uns bleiben und dass das Naturverbundene uns erhalten bleibt.

Herzlichen Dank für das Gespräch!



MOBBING ERKENNEN UND VORBEUGEN

Ein Gespräch mit Heidi Bassin und Elisabeth Zurl-Zotter

Mobbing ist aktuell ein viel gebrauchtes Wort. Was ist unter „mobben“ und „gemobbt werden“ tatsächlich zu verstehen?

Das Wort „Mobbing“ wird im aktuellen Sprachgebrauch häufig eingesetzt. Tatsächlich ist Mobbing eine massive Form von Gewalt, die einer speziellen Bearbeitung bedarf. Deswegen muss man genau hinsehen, was Mobbing und was noch kein Mobbing ist. Es gibt dafür bestimmte Kriterien.

Eines davon ist die Häufigkeit. Mobbing ist etwas, das immer wieder passiert. Eine einmalige „grausliche Sache“ ist auch Gewalt und tut weh, ist aber noch kein Mobbing. Das zweite Kriterium ist die zeitliche Dimension. In einem etablierten Mobbing kann es passieren, dass die Opferperson mehrmals am Tag „drankommt“. Das führt zu einer permanenten Verunsicherung und zu Dauerstress. Wichtig ist auch die Dauer des Gesamtprozesses, wenn wiederkehrende Angriffe sich beispielsweise über mehrere Wochen erstrecken. Mobbing ist außerdem durch ein Kräfteungleichgewicht gekennzeichnet. Wenn man die Begriffe „Täterperson“ und „Opferperson“ nutzt, so sprechen wir davon, dass zwischen diesen beiden Personen ein Kräfteungleichgewicht besteht. Beobachtet eine Pädagogin beispielsweise, dass zwei Kinder ständig streiten, sich aber nichts schuldig bleiben, handelt es sich nicht um „Mobbing“. In Mobbingfällen ist die Opferperson unterlegen und kann sich nicht mehr wehren. Die-

ses Kräfteungleichgewicht führt über kurz oder lang zu einem Ohnmachtsgefühl. Irgendwann ist der Punkt erreicht, wo sich das Opfer nicht mehr aus dem Schlamassel retten kann und es definitiv Hilfe von auswärts braucht.

Wichtig ist außerdem, dass Mobbing ein gruppenspezifischer Prozess ist. Ich bringe in diesem Zusammenhang oft das Beispiel einer einsamen Insel, auf der zwei Menschen leben. Diese zwei Menschen können ganz unangenehm zueinander sein. Sie können sich alle Arten von Gewalt antun und sich verbal und körperlich fertigmachen. Aber mobben können sie sich nicht. Mobben ist Teil einer Gruppendynamik, d.h. es braucht immer eine Gruppe. Das Wort Mobbing kommt aus dem Englischen von „to mob“. Darin steckt zum einen, dass man sich drangsaliert und fertigmacht. Zum anderen findet sich darin auch die Bedeutung von „zusammenrotten“. Eine Gruppe rottet sich zusammen und geht auf eine oder mehrere Personen los.

Manchmal unterschätzt man die Massivität von Mobbing, wenn die einzelnen Mobbinghandlungen für sich gesehen harmlos erscheinen. Einmal verschwindet ein Turnbeutel. Dann sind zwei Bleistifte zerbrochen. Ein anderes Mal geht das Hausübungsheft verloren und dann wird wieder Kakao über die Schultasche geschüttet. Durch die erwähnte Häufigkeit und die Dauer wird das Ganze – auch wenn es immer nur „Kleinigkeiten“ sind – jedoch zu einem zerstörerischen Gewaltpaket, zumal das alles absichtlich passiert. Es ist wirklich

ein bewusstes „Ich will dem anderen wehtun, ich will ihn schädigen“.

Welche Ursachen hat Mobbing und ab welchem Alter ist dieses Phänomen zu beobachten?

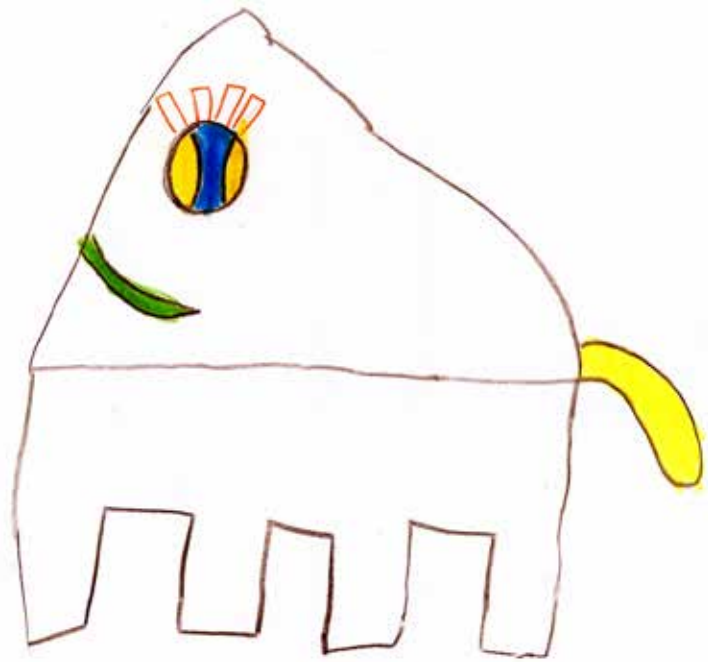
Wollen wir Mobbing erklären, ist die Sicht der Täterperson besonders wichtig. Was geht im Kopf einer Person vor, die glaubt, eine schwächere Person fortlaufend gemein behandeln zu müssen? Unsere These ist, dass die Täterperson sich der eigenen Rolle in der Gruppe, zu der sie gerne gehören würde, nicht sicher ist. Sie weiß nicht, ob sie in der Gruppe als so cool angesehen wird, wie sie es gerne wäre und ob sie den Einfluss und die Macht hat, die sie gerne hätte. Mit diesem inneren Konflikt kann die Person nicht anders umgehen, als dass sie jemand vermeintlich Schwächeren sucht und sich selbst erhöht, indem sie diese Person kleiner macht.

Was das Alter betrifft, so beginnt Mobbing sobald Kinder in Gruppen aufeinandertreffen. Mobbing kann auch im Kindergartenalter schon vorkommen. Unsere Hauptklientel sind jedoch die etwa 12-jährigen in den weiterführenden Schulen. Sie kommen in eine neue Umgebung und dann kommt die Pubertät dazu und es wird in alle Richtungen ausgeteilt. Vor allem in den zweiten und dritten Klassen der weiterführenden Schulen beobachten wir das regelmäßig.

Gibt es bestimmte Merkmale, die Kinder haben, die mobben bzw. von Kindern, die eher Opfer von Mobbing werden?

In der früheren Literatur fand sich oft eine Aufzählung von Merkmalen der Kinder, die eher zum Täter/zur Täterin oder eher zum Opfer werden. Wir sind in unserer Arbeit jedoch immer mehr davon abgegangen und haben erlebt, wie viel von der Gruppe und der Gruppenführung abhängt. Wir haben etwa Kinder kennengelernt, die wir für gefährdet hielten, Opfer zu werden. Aber die Klasse trug das Kind – so schrullig es auch war und so viele Besonderheiten es auch hatte – gut durch. Im Gegenzug erlebten wir Klassen ohne ein einziges auffälliges Kind und dennoch gab es Mobbingtendenzen. Unserer Erfahrung nach sind es also nicht die spezifischen Merkmale der Kinder, die zu Mobbing führen. Stattdessen hängt es stark von der Gruppe, ihrer Konstellation und ihrer Leitung ab.

Was die Leitung betrifft, geht es viel ums Hinschauen, Wahrnehmen und Ansprechen. Mobbing findet statt, wenn ein gewisses Machtvakuum besteht und niemand „Stopp“ sagt. Dann spielt sich das ein und es ist in jeder Hofpause witzig, wenn jemand hinten bei den Mistkübeln drangsaliert wird. Oft genügt schon die Aufmerksamkeit der Pausenaufsicht, die sich plötzlich anderswo hinstellt, um etwas zu verändern. Mobbing passiert in der Regel allerdings nicht auf offener Bühne. Es startet eher versteckt. Das heißt, dass ich als zuständige/r PädagogIn vielleicht nicht von Anfang an alles mitkriege. Aber intuitiv bemerkt man vielleicht doch, dass „irgendwo der Wurm drinnen ist“. Dann geht es darum, hinzuschauen, Aufmerksamkeit zu zeigen, und sich zu erkundigen, wie es den Kindern geht. Das einzig Falsche ist tatsächlich nichts zu tun.



Wie können Eltern Mobbing vorbeugen?

Zum einen geht es darum, den Selbstwert eines Kindes zu stärken, einen guten Draht zum Kind zu haben und dass das Kind weiß, dass es immer mit allen Problemen kommen kann. So können Eltern ganz viel tun, um einen guten Boden zu bereiten. Hat man das Gefühl, das Kind wird wirklich gemobbt, empfehlen wir Eltern vorweg ein Mobbing-Tagebuch zu schreiben und hier konkret alle Ereignisse festzuhalten. Damit bewahrt man den Überblick: wann war was, was war alles, ist es wirklich regelmäßig passiert und wer war betroffen? So bekommt man eine gute Basis für ein Gespräch mit der Lehrerin oder dem Lehrer.

Wichtig ist es auch, die Ruhe zu bewahren. Es geht nicht darum, sofort loszustürmen, wenn das Kind das Gefühl hat, dass es gemobbt wird. Stattdessen kann man sich erkundigen, was wirklich war und gemeinsam überlegen, wie sich das Kind selbst helfen und sich wehren könnte. Wenn das Kind im Anfangsstadium erzählt, dass ihm etwas unangenehm ist, kann man gemeinsam überlegen, wie es reagieren und was es ausprobieren könnte, ohne die

Erwartung zu wecken, dass das schon die perfekte Lösung ist. Stattdessen empfiehlt man: „Probiere das einmal“ und „Schau einmal, wie der reagiert, wenn du das antwortest oder wenn du dich umdrehst und weggehst usw.“. So bekommt das Kind das Gefühl, dass es einen Spielraum hat.

Wenn es wirklich um Mobbing geht, raten wir immer dazu, mit der Schule Kontakt aufzunehmen, d.h. auch keine Telefonlawine zu anderen Eltern zu starten... Die erste Anlaufstelle sollte immer die Schule und der Austausch mit der oder dem zuständigen Lehrer*in sein. Gerade dieses Thema kann nur von den Schulpartnern gemeinsam gelöst werden. Die Elternteile erleben das Kind zu Hause und wissen, dass es nicht einschlafen kann, beim Aufstehen Bauchweh hat, ins Bett macht, nicht in die Schule gehen oder nicht mehr mit dem Schulbus fahren will. Die Lehrerin/der Lehrer sieht das Kind in der Gemeinschaft und kann sagen, wie sie/es erlebt. Lehrer und Eltern müssen zusammenarbeiten und gemeinsame Vorgehensweisen besprechen.

Natürlich ist bei Mobbing zuallererst wichtig, das Opfer zu schützen, damit es aus der Schusslinie kommt. Mobbingbearbeitung ist allerdings auch

sehr viel Arbeit mit der Täterperson. Es geht darum, diesen inneren Konflikt zu lösen, sodass die Täterperson es nicht mehr notwendig hat, auf jemand Schwächeren loszugehen. Trotzdem muss man es schaffen, dass die Täterperson nicht ganz das Gesicht verliert, d.h. dass es ihr ermöglicht wird, den Schritt zurück in die Gruppe zu machen. Das ist herausfordernd. Etwas Unerfreuliches ist passiert und dennoch wird erwartet, dass man auch sehr viel Verständnis für die Situation der Täterperson zeigt.

Was können Eltern tun, wenn ihr Kind diese Täterperson ist?

Im Endeffekt geht es für Eltern von Täterpersonen ebenso wie von Opferpersonen darum, präsent zu sein, zuzuhören und Kontakt mit der Schule aufzunehmen. Wenn man vermutet, dass das eigene Kind Täter oder Täterin ist, kommt dazu, dass man das Verhalten nicht gutheißen soll. Man sollte also nicht sagen: „Super, dass du das machst“, sondern: „Das muss aufhören. Ich unterstütze dich dabei und helfe dir, dass du da rauskommst.“ Keinesfalls sollte man das Verhalten loben. Wir haben leider auch erlebt, dass es manche Papas super fanden, wenn das Kind sich so durchsetzt und Macht ausübt. Solche Vorkommnisse sind natürlich auch für Eltern unangenehm. Ich stelle mir die Situation vor, wenn man als Elternteil zu einem Elternabend geht und dort von zweiundzwanzig anderen Eltern damit konfrontiert wird, dass das eigene Kind mobbt. Das ist sicher eine schwierige Sache und ich würde allen Pädagogen und Zuständigen raten, sensibel damit umzugehen. Das Täterverhalten muss auf jeden Fall aufhören. Doch auch die Täterperson muss das Gefühl bekommen, dass es passt wie sie ist und sie nicht den „großen Zampano“ spielen muss, um aufgenommen zu werden.

Manchmal ist es auch so, dass ein Täterkind weitermacht, weil noch niemand gesagt hat, dass es das nicht tun soll. Woher soll das Kind wissen, dass seine Vorgehensweise nicht in Ordnung ist, wenn niemand „Stopp“ oder „Hör auf damit“ sagt. Manchmal sind es scheinbar banale Dinge, die helfen können, dass eine Situation sich verändert. In Kindergarten und Volksschule kann man auch versuchen, das Empathieempfinden des Täterkindes zu fördern und mit ihm üben, sich in die andere Person hineinzusetzen. Was glaubst du, wie es ihm/ihr geht, wenn du das und das machst? Möglicherweise will das Täterkind ohnehin nicht, dass es der anderen Person schlecht geht, ... es hat halt nur... Ein Standardsatz, den wir sehr oft hören, ist: „Es war ja eh nur Spaß“. Manche Kinder denken gar nicht, dass das alles andere als Spaß für den anderen ist. Da kann man mit Beispielen oder Geschichten ansetzen.

Diese Form von Empathieförderung ist vor allem bei jüngeren Kindern angemessen. Wenn es um massives Mobbing in einer Unter- oder Oberstufenklasse geht, braucht es andere Vorgehensweisen. Es gibt keinen einzigen Mobbingfall, bei dem man das Schema 1-10 durchgehen könnte, um das Problem zu lösen. Man muss stattdessen ganz individuell je nach Situation, Klassenkonstellation und Lehrer Dinge ausprobieren und wenn es nicht klappt, wieder etwas Anderes versuchen. Bei den härteren Fällen wird auch interessant, welche strafrechtlichen Konsequenzen das Mobbing hat. Einzelne Mobbinghandlungen können schon strafrechtlich relevant sein, wenn wir an Körperverletzung oder Sachbeschädigung denken. In Summe sind es keine Kleinigkeiten, die auch 14- bis 15jährige zusammenbringen. Vielleicht muss man auch das einmal als Elternteil dem Kind gegenüber erwähnen.

Was ist zu tun, wenn das eigene Kind nicht beteiligt ist, aber von Mobbing-Vorfällen berichtet?

In unseren Seminaren arbeiten wir mit einer Art „Mobbingtheater“. Das ist eine große Fläche mit verschiedenen Figuren. Im Zentrum stehen die Täter- und die Opferperson. Zusätzlich können MittäterInnen auftreten, die einen ähnlichen Konflikt wie die Täterperson haben und auch nicht genau wissen, ob sie so cool rüberkommen, wie sie es gerne wären. MittäterInnen würden nicht von sich aus zu mobben beginnen. Sobald jedoch die Täterperson den ersten Angriff startet, sind sie sofort mit dabei und drangsaliieren das Opfer. Außerdem gibt es Personen, die am Rande stehen und das Ganze sehen. Wir nennen sie die „zustimmenden MitspielerInnen“. Hier ist uns wichtig, dass wir nicht das Wort „Zuschauer“ verwenden, denn alle spielen eine Rolle. Die zustimmenden MitspielerInnen lachen, feuern an, finden das Geschehen supercool und sind immer live dabei, wenn es losgeht.

Als Gegenpart dazu gibt es die ablehnenden MitspielerInnen. Auch sie wissen ganz genau, was da vor sich geht und haben jedes Mal Bauchweh, wenn es wieder anfängt. Sie wissen, dass das nicht in Ordnung ist. Dennoch holen sie keine Hilfe, oft aus Angst, dass sie selbst in die Rolle des Opfers rutschen könnten. Außerdem gibt es noch eine weitere Gruppe, die auch ganz genau weiß was abgeht, aber sobald es losgeht ihre Sachen packt und verschwindet. Wir nennen sie die „wegsehenden MitspielerInnen“. Durch ihr Wegsehen stoppen auch sie den Mobbingprozess nicht und sorgen dafür, dass es weitergehen kann. Das ist ein Thema von Zivilcourage und auch dass wir Erwachsene uns überlegen, wie wir das den Kindern vermitteln können. Raten wir unserem Kind „Misch dich nicht ein, das ist nicht

deine Sache.“ oder „Pack deine Sachen und geh deine Wege“, dann ersticken wir das Pflänzchen Zivilcourage im Keim. Es gibt immer wieder Situationen, wo Einmischen gefragt und notwendig ist. Das ist eine nicht immer leichte Gratwanderung. Es gibt Personen, die sich dauernd überall einmischen und man ist froh, wenn es einmal nicht passiert. Andererseits ist es mitunter absolut notwendig hinzuschauen und zu sehen, dass es jemandem schlecht geht. Und wenn diese Person Hilfe braucht, mische ich mich ein, auch wenn das nicht mein bester Freund ist.

In welcher Form kann dieses „Einmischen“ erfolgen?

Einmischen kann vielfältigster Natur sein und umfasst viele Kleinigkeiten. Ein Kind könnte zum Opfer gehen und sagen „Komm, du spielst heute mit mir“ und es so aus der Situation herausholen. Es kann auch laut zu verkünden: „Das ist superdeppert, was ihr da macht, und überhaupt nicht cool“ und somit den Täterpersonen das Publikum ein wenig abgraben. Wenn jemand stundenlang seiner Mütze nachjagt und alle die Haube ständig hin- und herwerfen, kann man hingehen, die Haube fangen und sie dem Opfer zurückgeben. Es kann auch sein, dass man Hilfe holt, dass man zum Klassenlehrer geht und sagt, dass es einem Kind nicht gut geht und dass das und das passiert. Das große Thema ist hier die Unterscheidung zwischen „Hilfe holen“ und „petzen“. Was man oft und immer wieder sagen muss, ist „Ihr seid keine Petzen, wenn ihr jemanden aus so einer Situation herausholt“.

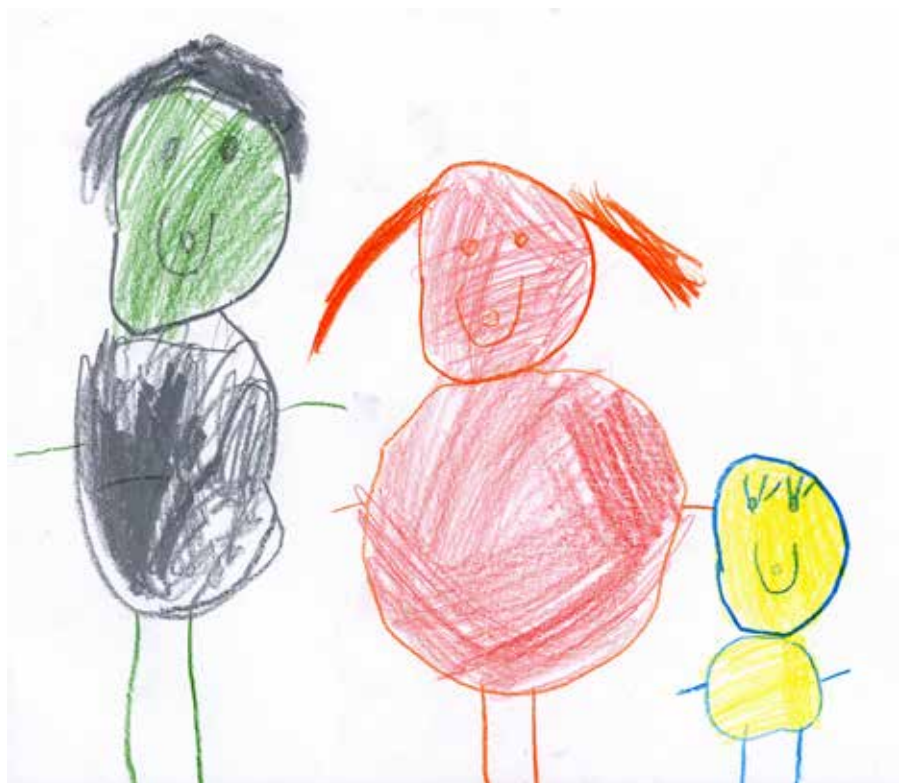
Es können also durchaus auch Kleinigkeiten sein, die dem Opfer signalisieren, dass es jemanden gibt, der stoppt. Man hat nicht weggeschaut, ist nicht weggegangen, sondern hat eingegriffen. Das ist auch wichtig für Eltern, weil Kinder aus der ablehnenden oder wegsehenden Mitspielerenschaft manchmal

zu Hause etwas erzählen und oft ratlos sind. Es ist blöd, was da passiert, aber was soll das Kind denn tun? In diesem Fall können Eltern zureden und z.B. raten, dass sich mehrere zusammenschließen: „Es gibt sicher noch jemanden, der das nicht in Ordnung findet und dann geht ihr halt zu dritt und holt Hilfe oder probiert das und das...“ Es ist uns ein Anliegen, die ablehnenden und wegsehenden MitspielerInnen zu aktivieren. Die einen sollen ihren Mut zusammennehmen und in der Gruppe Hilfe holen. Die anderen sollen ihre Augen aufmachen, hinschauen und etwas tun. Dann bröckelt das Ganze und nach und nach finden es die Zustimmenden vielleicht auch nicht mehr so toll, wenn da immer mehr SchulkollegInnen sagen, dass das nicht cool ist.

einzubinden. In vielen Schulen gibt es auch Schulsozialarbeiter. Auch an die Schulpsychologie kann man sich wenden und Beratung holen. Außerdem gibt es eine Beratungsstelle für Mobbing von der Kinder- und Jugendanwaltschaft, die als Drehscheibe fungiert. Wir als Friedensbüro bieten zwar keine Einzelberatung, aber Schulworkshops zum Thema „Mobbing“ an.

Herzlichen Dank für das Gespräch!

Mag. Heidi Bassin und Mag. Elisabeth Zurl-Zotter sind beide im Friedensbüro tätig. Zum Thema „Mobbing“ bieten sie 2022 drei Seminartermine im affido-Seminarprogramm an.



Schulsozialarbeit in der Steiermark:

<https://www.caritas-steiermark.at/schulsozialarbeit>
<https://www.isop.at/projekt/schulsozialarbeit/>



Hotline schulpsychologische Beratung:

0800 211320
Telefonhotline Mo-Fr 8:00 – 20:00 und Sa 8:00 – 12:00
(kostenlos, vertraulich & anonym)



WAS IST FASD?

Mag. Stephanie Pfeifer im Gespräch über die Fetale Alkoholspektrumsstörung, Kennzeichen, Diagnose und Umgangsweisen

FASD ist weiterhin ein nicht allzu bekanntes Phänomen. Können Sie erklären, was FASD ist, wie es dazu kommt und wie verbreitet FASD ist?

FASD steht für „Fetale Alkoholspektrum-Störung“. Diese Störung entsteht, wenn eine werdende Mutter in der Schwangerschaft Alkohol trinkt und ist unabhängig von der Alkoholkonsumation des Vaters. FASD ist eine der häufigsten Gründe für nicht genetisch bedingte Entwicklungsstörungen. Es handelt sich um eine vielschichtige Spektrumsstörung, d.h. die Ausprägungen können ganz unterschiedlich sein. Es gibt kein einheitlich zutreffendes neuropsychologisches Profil. Der eine hat Lernschwierigkeiten und Probleme mit der Informationsverarbeitung. Die andere hat zusätzliche Schwierigkeiten mit der Aufmerksamkeit, der Impulskontrolle, der Sprache oder der sozial-emotionalen Kompetenz.

Eine Grenze, ab wann Alkohol in der Schwangerschaft schädlich wirkt, kann dabei nicht definiert werden. Es gibt keine Menge, von der wir sagen können, bis zu diesem Punkt besteht keine Gefahr. Natürlich steigt die Wahrscheinlichkeit von Schädigungen, je mehr getrunken wird. Aber es gibt auch Fälle, wo die werdende Mutter in der Frühschwangerschaft kleinere Mengen Alkohol konsumiert hat und noch gar nicht wusste, dass sie schwanger ist. Das hängt vom individuellen Stoffwechsel ab und daher gibt es die klare Empfehlung, in der Schwangerschaft und Stillzeit gar nicht zu trinken.

Was die Zahl der von FASD Betroffe-

nen betrifft, so sind Studien schwer durchzuführen. Allerdings gibt es aus Deutschland eine Studie aus dem Jahr 2019, in der die Häufigkeit von FASD mit 1,77% der Neugeborenen angegeben wird. Das waren über 12.000 Neugeborene im Jahr 2014. Von diesen 12.000 hatten nahezu 3.000 das Vollbild, d.h. das Fetale Alkoholsyndrom (FAS). Wenn wir das auf Österreich umlegen, könnten über 1.000 Kinder pro Jahr betroffen sein.

Pflege- und Adoptiveltern haben oft keine Informationen über einen möglichen Alkoholkonsum in der Schwangerschaft. Wie bemerken Eltern, dass FASD ein Thema sein könnte?

Ich glaube, Eltern haben ein gutes Bauchgefühl. Die meisten Pflege- und Adoptiveltern sind geschult was Themen wie „Bindung“ oder „Trauma“ betrifft. Wenn sie viel in diese Richtung arbeiten und trotzdem „etwas anders verläuft“, kann das ein Signal sein. Es kann sich um eine starke Unruhe, eine dauernde Anspannung, um Schlafschwierigkeiten oder eine starke Ablenkbarkeit des Kindes handeln. Eltern kommen auch häufig in die Diagnostik, weil die Wutanfälle ihres Kindes ein enormes Maß annehmen. Oder aber die Eltern versuchen mit dem Kind immer und immer wieder die gleichen Aufgaben zu bewältigen und das Kind merkt sich die Dinge nicht, lernt nur sehr langsam oder macht partout nicht, was besprochen wurde. In diesen Bereichen haben viele Pflegekinder Probleme. Es gibt also durchaus Überlappungen mit anderen Störungsbereichen.

Bei Auffälligkeiten in einer der vier für FASD relevanten Säulen macht eine gezielte Diagnostik Sinn. Je frühzeitiger wir wissen, womit wir es zu tun haben, desto besser können wir das Kind begleiten. Es ist nicht zu erwarten, dass das Kind sein Verhalten ändert und z.B. ruhiger sitzt. Stattdessen ergründen wir, warum das Kind das Verhalten zeigt und welche Hirnbereiche betroffen sein könnten. Dann geht es darum, die Umwelt so zu gestalten, dass das Kind trotz seiner Hirnbeeinträchtigung möglichst gut am Alltag teilnehmen kann. Das ist ein anderer Ansatz. Wenn wir wissen, womit wir es zu tun haben, können wir viel gezielter arbeiten. Es gibt dann weniger Frustration, weniger Schuldzuweisungen an das Kind („immer bockst du herum“ oder „warum machst du das schon wieder?“) oder an sich selbst („es gelingt mir nicht, mein Kind zu erziehen“). Eine Diagnose hilft, Klarheit zu schaffen.

Worauf wird in der Diagnostik geachtet?

In der Diagnostik von FASD schauen wir uns neben der Alkoholsäule drei weitere relevante Bereiche an. Zum einen geht es um die Wachstumssäule. Betroffene Menschen können bei der Geburt oder im Lebensverlauf ein verringertes Gewicht und/oder eine verringerte Größe aufweisen. Die zweite Säule ist die Gesichtssäule. Bei manchen Betroffenen gibt es eine kurze Augenspaltenlänge, eine dünne Oberlippe oder ein verstrichenes Philtrum (=vertikale Rinne zwischen Nase und Oberlippe). Allerdings zeigen viele Betroffene keine spezifischen Gesichtsauffälligkeiten, weshalb wir bei FASD auch von einer nicht sichtbaren Behinderung



sprechen. Die dritte Säule bezieht sich auf das zentrale Nervensystem und auf funktionelle neuropsychologische Auffälligkeiten. Ein zu kleiner Kopfumfang oder eine Epilepsie zählen zu den strukturellen ZNS-Auffälligkeiten. Von FASD betroffene Kinder sind außerdem häufiger Kinder, die intensive Schreibphasen hatten und nie zur Ruhe kommen konnten. Das kann sehr erschöpfend für die Bezugspersonen sein und den Bindungsaufbau erschweren.

Wie zeigt sich FASD in den verschiedenen Entwicklungsstufen eines Kindes oder Jugendlichen?

Auch da kann die Symptomatik sehr unterschiedlich sein. Im Kindergartenalter haben wir beispielsweise Kinder, die sich nicht gut fokussieren können, ständig abgelenkt sind und kaum bei einer Sache bleiben können. Diese Ablenkbarkeit ist etwas, das viele betroffene Kinder zeigen. Sie kann mit einer deutlichen motorischen Unruhe einhergehen, sodass die Kinder ständig in Bewegung sind, nicht ruhig sitzen können und Schwierigkeiten haben, sich auf Dinge wie ein Brettspiel zu konzentrieren. In diesem Alter können auch Sprachentwicklungsstörungen ein

Thema sein, wobei auch das vielschichtig ist. Bei einem Kind betrifft es die Artikulation und Aussprache. Bei einem anderen Kind ist die Sprachentwicklung verzögert, das Sprechen erfolgt später. Außerdem gibt es betroffene Kinder, die einen guten Wortschatz haben und sehr redegewandt sind. Bei ihnen würde man nicht vermuten, dass eine Behinderung im Hintergrund steht. Allerdings kann etwas später auffallen, dass ihr Sprachverständnis nicht ausgeprägt ist und einiges nicht verstanden wird, wie z.B. Texte oder die Nuancen einer Botschaft.

Bei Schuleintritt stehen das Lernen und Merken noch mehr im Vordergrund. Die Kinder sind kognitiv gefordert und oft ist es so, dass Größen, Zeitangaben oder Konzepte nur schwer zu erlernen sind. Der Umgang mit Geld und Zeit, das Lesen der analogen Uhr und Textaufgaben können große Herausforderungen darstellen. Hinzu kommt, dass einige von FASD Betroffene einen normgerechten IQ haben, d.h. ihre Gesamtbegabung innerhalb der Norm liegt. Das ist nicht so selten, sagt aber nicht aus, dass diese Person in der Schule gut zurechtkommt. Denn einige Funktionen des Frontalhirns sind eingeschränkt. Diese sogenannten „exekutiven Funktionen“ ermöglichen uns

im Normalfall, Handlungen zielgerichtet auszuführen. Dafür greifen wir auf ein gut funktionierendes Arbeitsgedächtnis, eine gute Hemmfunktion und eine geistige Flexibilität und Anpassungsfähigkeit zurück. Wenn die Steuerzentrale im Frontalhirn nicht gut funktioniert, hilft uns die Allgemeinbegabung in vielen Situationen auch nicht besonders viel. Für die Schulzeit bedeutet das, dass jemand, der sprachlich gut ist und über einen guten IQ verfügt, als Schüler*in trotzdem deutlich eingeschränkt und leicht überfordert sein kann.

Bei einigen Kindern merkt man die Überforderung im Schulalltag deutlich. Sie fallen schnell auf, stören und spielen den Klassenkasperl, schimpfen herum, geraten leicht in Konflikte, werden anderen gegenüber vielleicht auch körperlich handgreiflich, zerstören Dinge. Andere Kinder sind in der Schule halbwegs unauffällig und lassen ihre ganze Anspannung zu Hause heraus. Es kann also sein, dass die Lehrer ganz zufrieden sind, während daheim die „Fetzen fliegen“ und die Pflegeeltern am Ende sind, weil wüst herumgeschimpft, Sachen zerstört oder Bezugspersonen geschlagen werden. Oftmals sind die Pflegeeltern sehr bemüht und lernen viel mit ihren Kindern. Hausübungen, die im Normalfall eine halbe

Stunde dauern, können aber schnell zu einer Übung von mehreren Stunden werden, wodurch die Überforderung für die Kinder und das Familiensystem steigt. Sekundäre Aggressionen können die Folge sein.

Wenn man einen Ausblick in das Jugend- und Erwachsenenalter nimmt, weisen Sie darauf hin, dass sich FASD eben nicht „auswächst“. Wie sieht ein Ausblick auf die Themen im Jugend- und Erwachsenenalter aus?

Die Jugendjahre sind gekennzeichnet durch die Identitätssuche und den Wunsch nach Ablösung und Verselbstständigung. Bei von FASD betroffenen Jugendlichen geht Letzteres häufig nicht so schnell. Der Körper kann sich ganz normal entwickeln und auch manche Aufgaben gelingen ohne Probleme. Bei anderen Dingen wie z.B. der Risikoabschätzung, dem Verständnis für adäquates Verhalten oder der Impulskontrolle kann es jedoch Probleme geben. Dies kennt man auch von anderen Jugendlichen in der Pubertät, die allerdings irgendwann die Folge des eigenen Handelns besser verstehen. Das kann sich bei FASD anders gestalten. Häufig fällt es auch betroffenen jungen Erwachsenen noch schwer, aus Fehlern und Konsequenzen zu lernen. Sie sind besonders leichtgläubig und müssen hier unbedingt geschützt werden. Wenn es darum geht, „ein Ding zu drehen“, werden sie zwar nicht an vorderster Front dabei sein. Allerdings findet man sie oft, wenn es um das Ausführen geht. Sie sind dann diejenigen, die erwischt werden und keine Ahnung haben, was das für sie bedeutet.

Wichtig ist es, Überforderungen zu vermeiden, denn sonst kommen zu den primären Hirnschädigungen noch Sekundärstörungen wie z.B. Aggressionen, psychiatrische Erkrankungen

und Suchtverhalten dazu. Schul- und Ausbildungsabbrüche oder ein In-Konflikt-Kommen mit dem Gesetz können ebenso Folgen sein. Werden Überforderungen vermieden und die Umwelt entsprechend an Bedürfnisse angepasst, kann für Betroffene jedoch vieles möglich sein.

Welche Ansprechstellen gibt es für Eltern, die die Vermutung haben, ihr Kind könnte von FASD betroffen sein?

Auf der Homepage der in Wien ansässigen FASD Hilfe Austria (<https://www.fasdhilfeaustria.at/>) finden sich viele Basisinformationen zum Thema. Es wird auch eine Selbsthilfegruppe (derzeit online) angeboten. In Kooperation mit „Eltern für Kinder Österreich“ (www.efk.at) wird es nach einer ersten, sehr erfolgreichen FASD-Onlinefachtagung im Mai 2021 im Herbst 2022 wieder eine Fachtagung geben.

Was würden Sie Eltern sagen oder raten, die das Thema FASD in der Familie haben?

Man sollte auch offen sein, nicht die herkömmlichen, sondern alternative Wege zu gehen und die Bereitschaft haben, Umweltbedingungen bei Bedarf immer wieder neu anzupassen. Zu akzeptieren, dass die Selbständigkeit des Nachwuchses unter Umständen länger auf sich warten lässt, oder nie ganz erreicht werden könnte, ist ebenfalls wichtig. Es benötigt eine besondere Ausdauer und einen langen Atem, andere Personen wie beispielsweise Schulpersonal über FASD und die damit verbundenen Besonderheiten aufzuklären. All das fällt leichter, wenn sich Eltern und Bezugspersonen vernetzen. Die Inanspruchnahme professioneller Hilfe und Beratung kann ebenfalls entlastend sein und den Blick für neue Sichtweisen öffnen.

Wenn man sich mit dem Gedanken trägt, ein von FASD betroffenes Kind in seine Familie aufzunehmen, gibt es ein paar Punkte zu beachten. Wenn Pflegeeltern diese Aufgabe übernehmen wollen, ist es hilfreich, wenn sie in ihrer Persönlichkeit innere Ruhe aufweisen, viel Nähe aushalten können und bereit sind, unter Umständen für eine lange Zeit enge und strukturierte Hilfestellung zu geben. Wer schon vorweg im Hinterkopf hat, nach einem oder zwei Jahren wieder Vollzeit in die Berufstätigkeit einzusteigen, ist vermutlich weniger geeignet. Für manche betroffenen Kinder kann es z.B. schwierig sein, nach der Schule in einen Hort zu gehen und ganztags betreut zu werden. Sie bräuchten aufgrund der Reizüberflutung und Stressanfälligkeit ein ruhigeres Umfeld. Ihre innere Struktur fehlt häufig und es benötigt jemanden, der die Welt von außen übersetzt und ordnet. Um das als Elternteil zu leisten, sind zeitliche Ressourcen und das Gefühl gefragt „es macht mir nichts, wenn mein Kind mich deutlich länger und intensiver als Gleichaltrige benötigt“. Ein gutes Netzwerk zur Entlastung der Eltern ist ebenso wichtig. Wenn man Eltern findet, die dazu bereit sind und zu denen das gut passt, kann Pflegschaft gut gelingen und eine sehr erfüllende Aufgabe sein. Denn natürlich haben von FASD betroffene Kinder auch ganz tolle Stärken und geben sehr viel Wunderbares zurück!

Herzlichen Dank für das Gespräch!

Mag. Stephanie Pfeifer ist Klinische und Gesundheitspsychologin und Adoptivmama von Kindern, die von Frühtraumatisierung und FASD betroffen sind.

www.psychologin-pfeifer.online
www.fasdhilfeaustria.at



EINLADUNG ZUR ELTERNGRUPPE „ETHNISCHE VIELFALT“

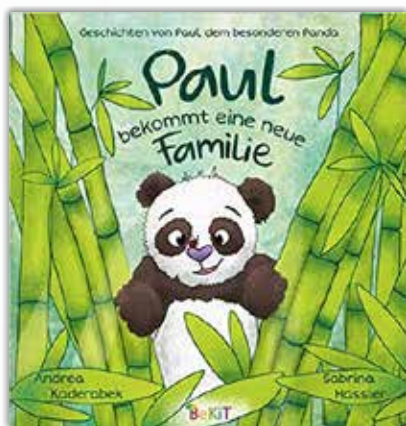
Nun schon zwei Jahre gibt es eine Gruppe für Eltern (Pflegefamilien; auch Adoptivfamilien sind willkommen), die in ihrer Familie ethnische Vielfalt leben. Wenn Sie Pflege- oder Adoptivkinder mit Migrationshintergrund in der Familie aufgenommen haben oder Kinder, denen aufgrund äußerer Merkmale oder einer bestimmten Religionszugehörigkeit ein Migrationshintergrund (zum Teil auch irrtümlicherweise) zugeschrieben wird, dann sind Sie herzlich in diese Gruppe eingeladen.

Da dieses Thema spezielle Herausforderungen, Lebenssituationen und auch immer wieder Diskriminierung im Alltag, in Bildungseinrichtungen, im Beruf oder im erweiterten Familien- und Freundeskreis einschließen kann, möchten wir eine Plattform für Erfahrungsaustausch bieten.

Die Treffen finden vierteljährlich statt.

Nächster Termin: Frühjahr 2022

Bei Interesse wenden Sie sich bitte an daniel.winkler@affido.at.



Paul bekommt eine neue Familie

Paul, der kleine Panda, ist ein Herzenskind. Abends lässt er sich von Mama Panda seine Geschichte erzählen, die für alle Herzenskinder und jene Kinder geschrieben ist, die sich einen Reim aus den Themen „Pflegeelternschaft“ und „Adoption“ machen wollen.

Das Buch beginnt mit der Kinderlosigkeit des Pandabärenpaares, das sich mit der Bitte um Hilfe an den Löwenkönig wendet. In dieser Zeit war der kleine Panda schon geboren. Seine junge Mutter liebte es durch den Dschungel zu streifen und vergaß dabei, dass sie ihr Kind im Nest zurückgelassen hatte. Da beschloss Leo Löwe einzuschreiten und so bekam der Panda seine neue Familie. Anfangs war der kleine Panda traurig und hatte Angst, denn die neuen Eltern wussten noch nicht, wie sie ihn beruhigen konnten. Doch langsam ging es besser. So wurden die Pandas nach und nach eine Familie, die u.a. auch am jährlichen Fest der Herzenskinder teilnahm. Dort lernten sie viele andere Tierkinder kennen: manche sahen aus wie ihre Eltern und andere nicht. Manche bekamen immer wieder Besuch von ihren Eltern und andere nicht. Pauls Herkunftsmama war nicht zum Fest gekommen – trotzdem ist sie zufrieden, denn sie weiß, dass es ihrem Sohn gut geht...

Damit schließt Teil 1 des Buches um Paul den Panda, das ab 3 Jahren empfohlen ist. Weitere Abenteuer des besonderen Pandas in Buchform sind angekündigt.

Paul bekommt eine neue Familie

Geschichten von Paul, dem besonderen Panda

Andrea Kaderabek (Autorin) und Sabrina Hassler (Illustrationen)

Bekit Verlag, Königstetten 2020

ISBN-10: 3950494200

ISBN-13: 978-3950494204

Zwei Papas und ein Baby

In diesem Buch beschreibt Tobias Rebisch die Geschichte der Adoption, die er gemeinsam mit seinem Mann Marc durchlebt hat. Anfangs erleben Leserin und Leser das Kennenlernen des Paares und bekommen einen Einblick in die Lovestory von Tobias und Marc mit all ihren Höhen und Tiefen. Nach einem Urlaub in Südafrika entschließen sich die beiden endgültig, ein Kind aus diesem Land zu adoptieren. Auf dem Weg zur Adoption gibt es jedoch eine Reihe von Schicksalsschlägen und Hürden, denn die beiden hatten sich auch in Deutschland um ein Kind beworben.

Nach einiger Zeit bekommen sie letztlich den Anruf ihrer Sozialarbeiterin, dass ein Kind zur Adoption frei gegeben worden ist. Als Leser*in erlebt man nun mit, wie der kleine Luis von diesem Zeitpunkt an das Leben der beiden Papas auf den Kopf stellt.

Dieses Buch erzählt die Geschichte einer ganz „normalen“ Familie mit allen Freuden und Leiden, die man als Adoptivwerber*in durchlebt - und mit einem Happy End. Ein berührendes Buch mit der persönlichen Geschichte eines homosexuellen Paares, das nicht nur gleichgeschlechtlichen Paaren ein Lächeln ins Gesicht zaubern kann.

(Rezension von Wolfgang Hasenbacher)



Tobias Rebisch: Zwei Papas und ein Baby. Unser Leben als (fast) ganz normale Familie

Heyne Verlag, 2016

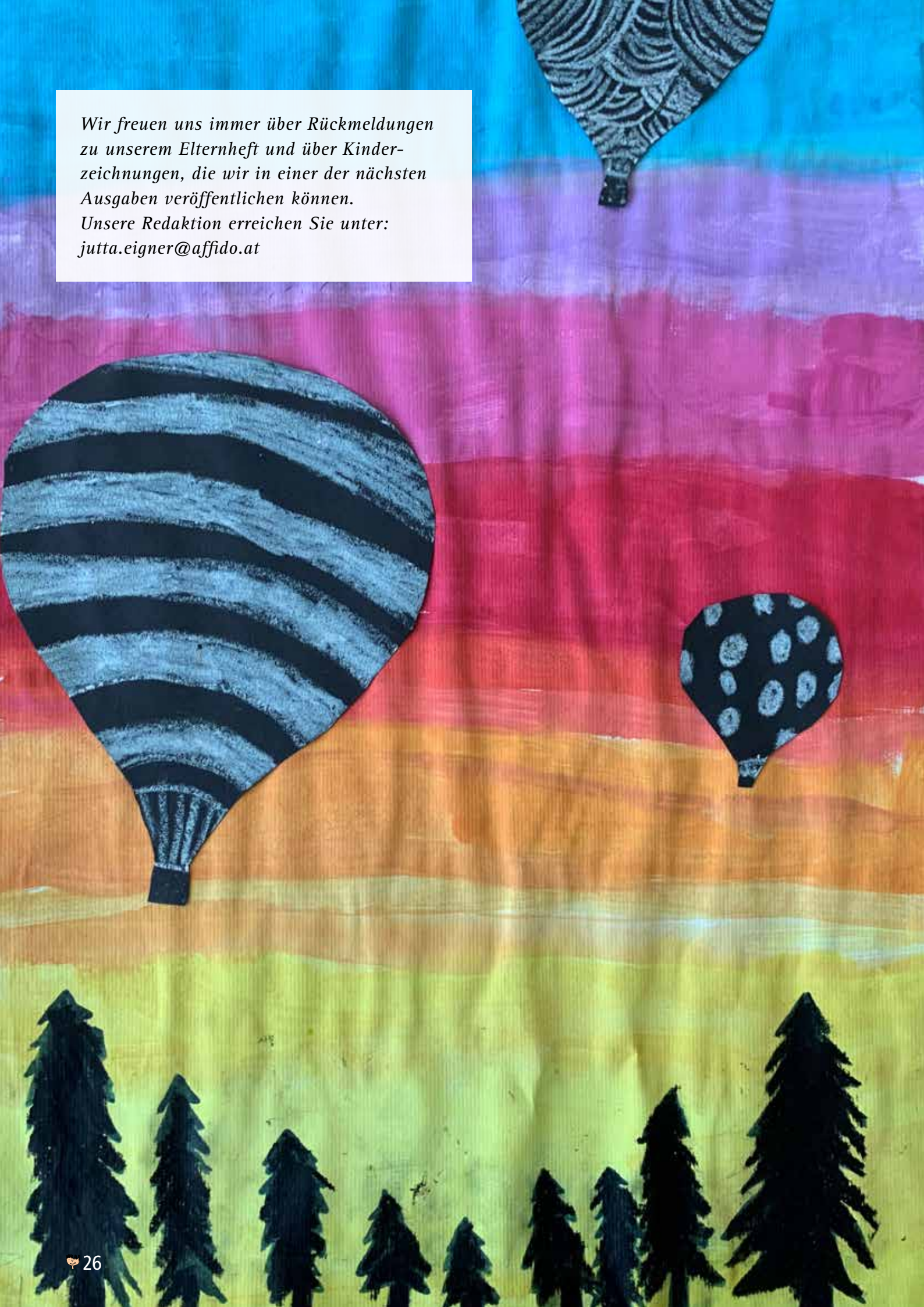
224 Seiten

ISBN-10: 3453200969

ISBN-13: 978-3453200968

Wir freuen uns immer über Rückmeldungen zu unserem Elternheft und über Kinderzeichnungen, die wir in einer der nächsten Ausgaben veröffentlichen können.

*Unsere Redaktion erreichen Sie unter:
jutta.eigner@affido.at*



KINDER MACHEN LEUTE ...

Eine Kolumne von Gisela Fedl

Ich räume auf. Ein Versuch.

Ich habe so meine Erinnerungen. So eine Art Kleiderschrank in meinem Kopf. Vieles hat sich da angesammelt. Einiges bewährte sich, anderes wurde nie getragen, manches war völlig verkehrt und vereinzelt waren sogar Scheußlichkeiten darin zu finden. Eine ziemlich unaufgeräumte Angelegenheit, sozusagen. Wenn Kinder ihre Zimmer nicht aufräumen, droht man, selten aber doch, mit dem schwarzen Sack. Ein tolles Produkt. Das sogenannte Schwarze Loch bekommt hier eine Form und wird auch für Kinder begreifbar. Häuslicher Physikunterricht sozusagen. Die vermeintliche Unordnung wird blitzartig eingesaugt. Alles weg. Naturwissenschaftlich belegt. Pädagogik hilft da halt auch nicht weiter. Im letzten Moment schnappen sich die Kinder aber ihre Lieblingsstücke und bringen sie in Sicherheit.

Wenn ich an das vergangene Jahr denke, würde ich gerne so einiges einsaugen lassen. Jedenfalls alle Strafmandate, die ich für verkehrswidriges Verhalten auf der Straße erhielt. Und natürlich Covid. Aber leider ist die Physik soweit noch nicht fortgeschritten. Das mit der Erinnerung, dem Gedächtnis, müssen wir schon noch selbst erledigen. Dieses Chaos im Kopf.

Eine Aufräumexpertin hat einmal erzählt, es wäre am besten, wenn ich mich vor meinen Kleiderschrank stelle, jedes Stück tatsächlich in die Hand nehme und mir ernsthaft die Frage stelle: Bringt mir das Freude? Wenn ich diese Frage eindeutig mit JA beantworten könnte, dürfe das gute Stück bleiben und

bekommt einen Platz im Schrank. So würde ich recht sortiert und glücklich durchs Leben kommen. Zumindest meine äußere Ausstattung betreffend.

Es ist nun eine Überlegung wert, ob das auch mit meinen Erinnerungen funktionieren könnte. Mit den Gedankensouvenirs, die kommen und gehen, manchmal unangenehmerweise recht unwillkürlich. Die Gefühle, die dabei mitschwingen sind oft mehr als entbehrlich. Vielleicht ist es sogar möglich den Gedanken, das Gefühl bewusst zu halten, zu begutachten und sich die Frage zu stellen: bringt der Gedanken oder das Gefühl Freude oder zumindest einen Nutzen? Wenn man das eindeutig mit JA beantworten könnte, bleibt er, ansonsten wirft man ihn oder es einfach weg...den Gedanken, das Gefühl. Tschüss baba servas und ciao. Weil, wer beispielsweise kann schon Angst brauchen? Wer will die kaufen? Nicht mal geschenkt will ich die. Oft ist sie auch längst überholt. Außer, ich muss vor dem Säbelzahntiger flüchten, dann hat Angst natürlich einen Nutzen und darf bleiben.

Da sind mir doch die Erinnerungen an die Freude und das Schöne viel lieber.

Eine Pflegemutter hat mir einmal gesagt: „Egal ob Mädchen oder Junge. Hauptsache gesund. NEIN! Hauptsache geliebt.“ Daran denke ich sehr gerne und sehr oft zurück. Diesen Inhalt will ich mir immer und immer in Erinnerung behalten. So könnte ich möglicherweise mein Inneres bewusst konstruktiv ausrichten, gestalten und sortieren. Ich denke an das, was

mir gefällt oder anderen und mir Freude bereitet.

Soweit die Theorie. Aufräumen war noch nie so mein Ding.

(Um den Lesefluss nicht zu beeinträchtigen wurde im Text nur die weibliche Form gewählt)



Liebe Adoptiveltern und liebe „wartende“ Adoptiveltern!

Affido bietet seit dem heurigen Jahr zwei neue Gruppenangebote rund um das Thema „Adoption“ an. Die Gruppen dienen dem Austausch und der gegenseitigen Unterstützung und werden von Richard Gröller/Jutta Eigner moderiert. Neue Teilnehmer*innen sind herzlich willkommen!

Die Gruppen finden abwechselnd bei affido am Hilmteich und online statt.
Hier finden Sie die nächsten Termine:

Gruppe für zukünftige Adoptiveltern (in der Wartezeit)

24.01.2022, 18:00 – 20:00 (online)

08.04.2022, 15:00 – 17:00 (affido, Hilmteichstraße 110, 8010 Graz)

Gruppe für Adoptiveltern

28.01.2022, 15:00 – 17:00 (affido, Hilmteichstraße 110, 8010 Graz)

04.04.2022, 18:00 – 20:00 (online)

Wenn Sie sich für eine Teilnahme interessieren oder mehr wissen wollen, kontaktieren Sie bitte Richard Gröller (richard.groeller@affido.at).

Wir freuen uns auf einen interessanten Austausch!



Die aktuellen Seminartermine finden Sie auf unserer Website:
<https://www.affido.at/seminar/>